

oft den Charakter einer durch Abstimmung vollzogenen Wahl angenommen und dadurch den feinen charismatischen Ansprüchen gemäß gekorenen Herrn zu einem von den Beherrschten rein nach ihrem Belieben gewählten Beamten gemacht.

Ebenso entwickelt sich der charismatische Grundsatz: daß eine charismatische Rechtsweisung der Gemeinde (Wehrge-
meinde oder religiöse Gemeinde) verkündigt und von ihr an-
erkannt werden müsse und so die vorhandene Möglichkeit:
daß verschiedene und entgegengesetzte Weisungen konkurrieren
und dann durch charismatische Mittel, letztlich durch Bekennt-
nis der Gemeinde zur richtigen Weisung, die Entscheidung
getroffen wird, leicht zu der — legalen — Vorstellung:
daß die Beherrschten über das geltensollende Recht durch
Willenskundgebung frei bestimmen und daß die Zählung der
Stimmen das dafür legitime Mittel sei (Majoritätsprinzip).

Der Unterschied zwischen einem gewählten Führer und
einem gewählten Beamten bleibt dann lediglich ein solcher
des Sinnes, den der Gewählte selbst seinem Verhalten gibt
und — nach seinen persönlichen Qualitäten — gegenüber dem
Stab und den Beherrschten zu geben vermag: der Beamte
wird sich gänzlich als Mandatar seines Herrn, hier also der
Wähler, der Führer als ausschließlich eigenverantwortlich ver-
halten, dieser wird also so lange er ihr Vertrauen mit Erfolg
in Anspruch nimmt, durchaus nach eigenem Ermessen handeln
(Führer-Demokratie) und nicht, wie der Beamte, ge-
mäß dem (in einem „imperativen Mandat“) ausgesprochenen
oder vermuteten Willen der Wähler.

Feuchtersleben

von Hermann Bahr

Nennt man Feuchtersleben, antwortet der Gebildete prompt:
Diätetik der Seele. Viel mehr als daß Feuchtersleben
die Diätetik der Seele schrieb, weiß der Gebildete nicht
von ihm und viel mehr als daß die Diätetik der Seele von
Feuchtersleben ist, weiß der Gebildete nicht von ihr. Und aus
den üblichen Literaturgeschichten erfährt man über die beiden
auch kaum mehr, als daß er ihr Verfasser und sie sein Werk
ist: so tragen sie einander durch die Zeiten fort zur Unsterblich-
keit hin und das nennt man den Ruhm.

Doch gibts auch noch einen anderen Ruhm, den man sich
schon eher gefallen lassen könnte: nämlich wenn ein Werk so
lebendig ins Gedächtnis des Volkes eingeht, daß sein Schöpfer
darüber ganz vergessen wird. Auch an dieser ergiebigeren Art
des Ruhms hat Feuchtersleben teil. In deutschen Landen er-
klingt noch immer das ehrfürchtige Lied fort: „Es ist bestimmt
in Gottes Rat“, und kein Sängler denkt mehr daran, daß es von
Feuchtersleben ist.

Dabei hat er noch ein besonderes Glück gehabt, das
selten einem beschieden wird: er fand zwei Biographen von
unvergänglichem Namen. Grillparzer und Hebbel haben
aus seinem Leben erzählt. So kann sein Andenken niemals
erlöschen, solange es eine Geschichte der deutschen Literatur
geben wird.

Merkwürdig ist, daß sich über ihm gerade diese beiden
einander an Sinnesart, Gemüt und Begabung so tief Wider-
setzten die Hände reichten, Grillparzer und Hebbel, die doch
einander sonst durchaus nicht ausstehen können mußten. Stand
er so hoch oder stand er ihnen nur so fern, an einem ihrem
eigenen inneren Leben so ganz entrückten Ort, daß sie dort ge-
trost ihren unersöhnlichen Wesenswiderspruch ruhen lassen
konnten? Merkwürdig aber auch, daß sie beide diesen herzlich
bewunderten Mann so hoch und doch eigentlich von seinen
Schriften im Grunde nichts hielten, was sie, sonst einander so
feind, nur in ihrer pedantischen Aufrichtigkeit geheimnisvoll
verwandt, durchaus nicht verhehlen zu dürfen sich schuldig
glaubten.

Ein Jahr vor dem Tode Feuchtersleben hat ihn Hebbel
erst kennen gelernt. Er war auf den angesehenen Arzt, von
dessen Schriften er nur vom Hörensagen wußte, durch ein Wort
über Kleist, das er irgendwo zitiert fand, aufmerksam geworden:
„Dieses“, erzählt er, „gab mir gleich den Beweis daß ich hier
mit echter Bildung zu tun habe, denn für ein so verwickeltes

ethisch-ästhetisches Problem, wie der genannte wunderbare Dichter es ist, findet die Halbheit nie den Schlüssel.“ Den ganzen Mann erkannte Hebbel in ihm, ein solches Kuriosum im Wien jener Tage, daß die beiden Einsamen nun auf einander neugierig wurden: „Sigmund Engländer, fährt Hebbel in seiner Erzählung fort, machte uns auf gegenseitigen Wunsch mit einander bekannt. Der zartgebauete Mann mit feinem Gesicht und gesenktem, etwas seitwärts geneigtem Haupt, machte bei der ersten Zusammenkunft einen Eindruck auf mich, als ob er das Gefühl seines Werts und seiner Bedeutung mit Gewalt bis unter sein Bewußtsein hinabzudrücken suche; für ruhig und innerlich unbewegt hätte ich ihn nie gehalten. Ich wußte von einem gemeinschaftlichen Freunde, daß er mich zwar eher gelten ließ, aber für den reichen Mann im Evangelium hielt, dem seine Schätze zum Verderben gereichten, weil er einen unverantwortlichen Gebrauch davon machte. . . . Ich suchte die Unterhaltung daher gleich ins Allgemeine zu spielen; das gelang mir auch, aber sie behielt trotzdem den Charakter eines Vorpostengesprächs, wobei man sich vielleicht höflich einen Trunk reicht, aber gewiß die Waffen nicht aus der Hand legt. Wie wir uns zum zweiten Male sahen, traten wir uns schon näher und begegneten uns namentlich so sehr in unserer etwas dissentierenden Ansicht über einen vielgefeierten Poeten des Tags, daß alle Berührungspunkte unserer zwar verschiedenen, aber doch nicht entgegengesetzten Naturen auf einmal offen hervortraten und wir uns beim Abschiede warm die Hände schüttelten. Der Grund zu einem fruchtbaren Verhältnis schien gelegt, aber die bald darauf hereinbrechenden Stürme der Zeit ließen es nicht mehr aufkommen.“ Immerhin wirkten die beiden Begegnungen so stark anhaltend nach, daß Hebbel sich der Bitte der Witwe Feuchterslebens, der Herausgeber seiner sämtlichen Werke zu werden, nicht entzog. In sieben Bänden erschienen sie bei Carl Gerold in Wien in den Jahren 1851 bis 1853: zunächst in zwei Bänden die Gedichte, im dritten „Lebensblätter“ und „Zur Diätetik der Seele“, im vierten „Confessionen“, im fünften „Beiträge zur Literatur“, im sechsten „Kritiken“, im siebenten „Charakteristiken“, „Vermischte Aufsätze“ und Hebbels, dessen Namen der Titel jedes Bandes trägt, dessen sorgsam waltende Hand man überall leise zu spüren glaubt, Biographie. (Von dieser Ausgabe ist, während „Zur Diätetik der Seele“ stets wieder in neuen Auflagen erschien, kein zweiter Druck notwendig geworden; auch des Wittib, Stifters gewaltigster Dichtung, der einzigen, die Oesterreich dem treuen Diener seines Herrn, dem Bruderzwist und der Libussa Grillparzers an die Seite setzen kann, hat sich eben jetzt erst nach mehr als fünfzig Jahren der Inselverlag erbarmt, und eben geht der Wiener Ribolaverlag daran, die Werke Feuchterslebens in einer Auswahl zu bringen.) Aber seltsam ist es nun in dieser Biographie,

Befremden und fast ein leises Gruseln erregend, doch der höchsten Bewunderung wert, mit welcher Härte, wenn auch in ihr Liebe pocht, Hebbel, schließlich als Biograph doch genötigt, auch über den Dichter, den er da, siebenbändig!, herausgab, etwas zu sagen, ihm jeden dichterischen Wert abspricht. Nichts in seinen Gedichten „von der Ballade an bis zum Epigramm herunter“ findet er von „lebendigem Reiz“ und „selbst die Epigramme sind in der Regel nur zusammengezogene Aphorismen, die man lieber in anderer Gestalt vor sich sähe. Nichtsdestoweniger wird im Einzelnen, besonders wo es sich um Natureindrücke handelt, die Grenze des Poetischen zuweilen gestreift oder gar überschritten. . . . Im Ganzen aber sind die Gedichte nur als ethische Denk- und Werkzeichen eines rastlos fortstrebenden Geistes schätzbar und gleichen den Baumeinschnitten, womit ein Wanderer, der sich durch einen dunklen vielverschlungenen Wald zu Licht und Freiheit hindurchwindet, für die Nachfolgenden den Weg zu bezeichnen sucht.“ Und gar keinen Einwand einer beschönigenden oder entschuldigenden Ausrede läßt er gelten, sondern „wenn Feuchtersleben daher nie zu einer eigentlichen poetischen Produktion gelangte“, so fieht Hebbel den „Grund, wie in allen ähnlichen Fällen, darin, daß der treibende Nerv doch eigentlich fehlte, denn was schwanger ist, muß und wird gebären, gleichgültig, ob eine goldene Wiege oder eine Krippe voll Stroh für das Kind bereit steht.“ Höher als den Dichter stellt er schon den Kritiker, doch auch ihm schränkt er das Lob durch den Zusatz ein: „Der Begriff der Form wurde nie recht lebendig in Feuchtersleben, er wurde wenigstens nicht fruchtbar in ihm. . . . Feuchtersleben hatte offenbar keine Ahnung davon, daß, wie der Organismus in der Natur, so die Form in der Kunst der reinsten Ausdruck für jene unbegreifliche, fast eigensinnige Mischung des Zufälligen und Ewigen ist, aus der das individuelle Leben entspringt und daß eben deshalb die eine nie mit der anderen vertauscht werden kann. . . . Man kann daher von Feuchtersleben sagen, was noch von manchem andern Kritiker gilt: hat er ein durch die Zeit bereits gestempeltes Objekt vor sich, das nicht erst in Herz und Nieren geprüft zu werden braucht, so wird er ihm jedesmal eine neue Seite abgewinnen und Betrachtungen anstellen, die oft zu den wichtigsten Aufschlüssen führen; soll er aber selbst über die Existenzfrage entscheiden, so ist er nicht gegen Irrtümer geschützt.“ Am höchsten aber steht für Hebbel in Feuchtersleben, was er den „Populär-Philosophen“ nennt (Feuchtersleben selbst konnte den Namen, der ihm schief und mißdeutig schien, nicht ausstehen). Daher auch die große Wirkung der „Diätetik der Seele“: „Es ist nicht, wie der Verfasser bescheiden meint, ein Zufall, daß dieses Buch, welches schon zehn Auflagen erlebte, so allgemeinen Eingang fand; es ist die notwendige Folge seiner Vortrefflichkeit. . . . Die Diätetik der

Seele ist kein moralisches Rezeptbuch, sie will dem Menschen überhaupt nicht von außen zu Hilfe kommen und dies oder das in ihm herstellen, sie behält, fest und unverrückt, wie es sich ziemt, die Totalität seines Wesens im Auge und sucht ihn von der tiefen Wahrheit zu überzeugen, daß die Vollkraft des Ganzen, wenn sie nur gehörig zusammengefaßt wird, jedem Angriff auf das Einzelne siegreichen Widerstand leisten kann. Das ist, wie weich und geschmeidig es auch, ausgedrückt sein mag, wahrhaft antik gedacht und in einer Eisenquelle dieser Art wird die stiehe Menschheit sich baden müssen, wenn sie es dereinst wieder zu einer Achilles-Haut bringen will. Neben der Diktheit der Seele, die ich keinen Anstand nehme, dem Vorzüglichsten beizuzählen, welches aus der österreichischen Literatur jemals in die deutsche übergang, ragen vor allem die Aphorismen hervor, ja sie spinnen sich recht eigentlich aus diesem Werke heraus, um in buntester Reihe und wechselnder Gestalt durch fast alle Publikationen des Verfassers fortzulaufen. Es ist natürlich, daß Geistern, die sich fortwährend mit poetischen und philosophischen Problemen beschäftigen und nach dem ihnen inwohnenden unwiderstehlichen Bildungstrieb beschäftigen müssen, ohne doch selbst eigentlich Dichter oder Philosophen zu sein, gerade diese Form so bequem ist, denn sie hat etwas Lyrisches und Dramatisches zugleich, sie fügt sich jeder Stimmung und gestattet die Einseitigkeit. Darum griffen Lichtenberg und Novalis, deren Romane nie fertig werden wollten und die es ebensowenig zu einem zusammenhängenden Gedankensystem brachten, instinktmäßig zum Aphorismus und legten, vielleicht in der Meinung, nur Stoff für die Zukunft aufzuspeichern, ihr Bestes in ihm nieder. Ebenso ist es Feuchtersleben ergangen, und man dürfte ihm in der Mitte dieser beiden Vorgänger, denen er an Witz und Phantasie nachsteht, die er aber, was die Beobachtungsgabe anlangt, im allgemeinen erreicht und nach mancher Seite hin übertrifft, seinen Platz anweisen.“ Diese Gründe, aus denen Hebbel hier Feuchtersleben das Recht, ein Dichter zu heißen, abspricht, sind von so hoher Einsicht ins Wesen des Dichterischen, daß wir gegen sie nichts einzuwenden wüßten, würde nur nicht damit auch Novalis im selben Atem der Dichter aberkannt, und hören wir dann den Richter gar Novalis in einem Atem mit Lichtenberg nennen, so wird uns seine kritische Fähigkeit, mag sie sich auf noch so gesicherte Grundsätze berufen, doch in ihrer Anwendung höchst verdächtig.

Auch Grillparzer hat Feuchtersleben erst auffällig spät kennen gelernt und schon dies, sagt er selbst, deute auf eine Grundverschiedenheit in ihrem Wesen hin, die denn auch, als sie dann schließlich doch zusammengebracht wurden, den „Aeußerungen“ und der „Haltung“ Feuchterslebens „eine gewisse oppositionelle Schärfe“ gab, die zu verhehlen ihm nicht ganz gelang. Nach diesem Vorbehalt beginnt Grillparzer nun den

Bericht über Feuchtersleben, eigentlich etwas überraschend, mit einer Schilderung seiner Ehe: „Von seinen Lebensumständen also ist mir nichts bekannt als seine beispiellos glückliche Ehe. Mit einer Frau verbunden, die, bei freilich vortrefflichen Eigenschaften, doch an Lebhaftigkeit, an Gewohnheiten, von vornherein sogar an Bildung, das Gegenteil seiner selbst war, hatte er sich doch durch Nachgeben und Beharren, durch geistigen Einfluß und harmloses Sichgehenlassen, ein Musterbild von der Ehe geschaffen, wie es ein zweites Mal nicht leicht vorkommen wird und indem es allein schon seinen Charakter verbürgt, ihn als das bezeichnet, was er war: als Weisen in der Tat.“ Da sind wir nun freilich gleich auf einer ganz anderen Höhe als bei Hebbel! Und nachdem er nun die „Grundlagen seines Charakters“ genannt: „Rechtsschaffenheit, Wahrhaftigkeit, Wohlwollen und Bescheidenheit“ und an ihm gerühmt, er habe sich alles erkämpfen müssen, fährt er, vielleicht mit einem Seitenblick auf Hebbel, fort: „Wenn ich von seiner Wahrhaftigkeit sprach, so meinte ich dabei nicht die gegen andere, denn diese ist wohl schon an sich in der Rechtsschaffenheit mitbegriffen, ich meinte die in unfern Zeiten, besonders in Deutschland, selten gewordene Wahrhaftigkeit gegen sich selbst. Er hat sich nie große Ideen angelogen, Ueberzeugungen erkünstelt oder Bedürfnisse eingebildet. Nicht nur sein Denken, auch seine Empfindung war einig mit sich und wahr. Er kannte die Grenzen seiner Begabung, und nie ist es ihm eingefallen, darüber hinauszugehen, wenn ihm auch hundert Journale dafür eine papierene Geltung angeboten hätten. So war das erste Streben seiner Jugend ein poetisches. An Verstand und Gefühl stand er so manchem Dichter voran, aber die Phantasie ging nicht gleichen Schritt. Darauf haben ihn nicht andere aufmerksam gemacht, sondern er selbst hat es bei reiferen Jahren erkannt, und er war ein so strenger Richter seiner selbst, daß er sich geradezu jedes poetische Talent absprach. Hundertmal mochte ich ihm sagen: das Reflektive und Gnomische sei zwar nicht die Poesie, aber auch Poesie; er blieb unerschütterlich und verurteilte sich selbst.“ Und nun zeigt er Feuchtersleben als Philosophen, der Kantischen „Philosophie der Bescheidenheit, die das demütige ‚Ich weiß nicht‘ an die Spitze des Systems stellt“, ergeben, er zeigt ihn als Arzt, der, „ohne Spur von Materialismus, gar zu gerne Brücken zwischen der Physiologie gebaut hätte“, zeigt als „Ziel seines Strebens und Mittelpunkt seines Wesens die Bildung, insofern damit die möglichste Erweiterung und harmonische Durchdringung aller Fähigkeiten und Erkenntnisse gemeint ist“, um auf so sorgsam vorbereitetem Grunde dann seine beiden schönsten Eigenschaften ausblühen zu lassen: Feuchterslebens Enthusiasmus für Goethe und die Hilfsbereitschaft, die jedem Talent freudig zu Diensten stand. „Seiner Begeisterung für die Kunst machte er, da er sich die eigene Be-

gabung unbilliger Weise selbst absprach, dadurch Lust, daß er sich dem Streben anderer aufs Innigste angeschlossen. . . . Er war mit der hingebendsten Liebe vorzugsweise dem Streben seiner Zeitgenossen, ihm näher Stehenden zugewendet. Auf die Bildung junger Talente einzuwirken, aber auch bei Werken, die ganz unabhängig von ihm entstanden waren und solche Hingebung nur irgend verrugten, jede gute Seite hervorzuheben, jede Wendung, jeden Gedanken zur Geltung zu bringen, überall ein Tieferes vorauszusetzen, zu supplieren, zu ergänzen, sich ganz in das Fremde hineinzuleben, er war unermüdet in solch liebevollem Anerkennen. Diese seine Weise hatte für Einzelne seiner Freunde sogar etwas Gefährliches, und ich selbst mußte auf der Hut sein, seine optimistischen Deutungen in bezug auf meine eigenen Arbeiten bei mir selbst auf ihre wahre Geltung zurückzubringen. Das ist, was ich das Wohlwollen des Mannes nannte. Und diese selbstvergeßende Liebe war es, was ihn, verbunden mit seinen übrigen Vorzügen, den Stempel der vollkommensten Liebenswürdigkeit aufdrückte.“ Schöner hat kein Dichter je seinem Helfer gedankt, und das Denkmal, das er Feuchtersleben setzt, ehrt ihn selber noch mehr, denn wann hätte sich irgend ein anderer Dichter sonst so sehr auf der Hut vor Lob gezeigt? Und wehmütig hört man seinen Worten an, wie der spröde Grillparzer, in einer zynischen Umgebung gezwungen, sein Herz zu verstecken, aufatmet, daß er es einmal sprechen lassen darf!

Grillparzer erzählt dann auch noch von der politischen Episode Feuchterslebens, der, als 1848 wieder einmal ein neues Oesterreich improvisiert werden sollte, von Doblhoff, der sich mit Männern des öffentlichen Vertrauens garnieren wollte, zum Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium ernannt zu werden sich beschwären ließ, selber im voraus an eine Wirksamkeit nicht recht glaubend, wie sein Tagebuch eingesteht: „Ich bin für keine Aufgabe des Streits gemacht. Ich kann mich nur dann entwickeln, zeigen und wirken, wenn man mir vertraut. . . . Ich bin für keine Aufgabe gemacht, die nicht mit langsam oder doch besonnener Folgerichtigkeit gelöst werden kann. Das Heken, das Ueberstürzen macht jeden Fortschritt unmöglich. . . . Ferner ist an kein reines Wirken zu denken, wenn man nicht seinem Gewissen, sondern dem ungestümen Drang einer lebhaften Majorität gegenüber verantwortlich gemacht wird. Wer leiten und schaffen soll, darf nie als bloßer Mandatar betrachtet werden; man muß ihm den Wirkungskreis freilassen, den man ihm aus Vertrauen zu seiner Einsicht angewiesen hat.“ Dies war nicht sehr wienerisch gedacht, Feuchtersleben fühlte das selbst: „Ich weiß“, sagt Grillparzer am Ende seiner biographischen Skizze, „wie sehr die Annahme der von ihm belleideten Stelle seinem Innern widerstrebt und daß man sein ganzes vaterländisches Gefühl in Anspruch nehmen

mußte, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er wäre für ruhige Zeiten der bestgedenkbarste Unterrichtsminister gewesen. Hier aber kam er mit etwas in Konflikt, was seiner Natur rein entgegengesetzt war: mit der Roheit. Wie er in dieser Zeit, wo jede Bitte eine Sturmpetition und jede Verweigerung der Anlaß zu einem Aufstande war, wie er also in dieser Zeit seiner Amtsführung gewirkt, wie weit er beharrt oder nachgegeben, bewilligt oder versagt hat, kann ich nicht angeben, denn seine Ueberhäufung mit Geschäften hatte eine Lücke in unserem Verkehr zur Folge. Aber das weiß ich, daß das Bewußtsein, nicht immer das Beste tun zu können und notgedrungen mancher seiner Ueberzeugungen untreu geworden zu sein, ihn getötet hat. Er ist vom Geiste aus gestorben.“

Lange Jahre, bevor Grillparzer in diesen Worten dem Abgeschiedenen einen Denkstein setzte, hat er den Lebenden in Versen besungen. Das Stammbuch der Gattin Feuchterslebens, der Baronin Helene, kam nach ihrem Tod an eine Nichte, Celeste von Pößbach, verheiratet mit Ludwig Bösendorfer, dem berühmten Klavierbauer, der dieses Andenken, als die Seure starb, seinem Freunde Ludwig Speidel überließ. Hier schrieb Grillparzer am 15. Juli 1837 ein:

Nur halb zu wissen ist, man weiß, bedenklich.
Doch wer die eine Hälfte kennt von einem Ganzen.
Das innig ist und eins, kennt auch die zweite.
Nun hab ich den in meiner Brust erkannt,
Von dem Du bist die eine sel'ge Hälfte,
Und darum — schein' ich gleich nur halb berechtigt,
Erlühn ich mich, Dich zu verehren ganz.

Den ganzen Grillparzer, den lyrischen, wenn wir sonst kein einziges Gedicht von ihm hätten, könnte man aus diesen sieben Zeilen erraten, worin einem nicht eben seltenen, ja fast banalen Gedanken in dem Augenblick, wo wir das Gefühl, das er verstecken soll, durchbrechen spüren, ein poetisches Licht aufgeht; und ist das „in meiner Brust erkannt“ nicht Shakespeares würdig, des Shakespeare der Sonette, die Mühe des Pedanten jedoch, mit der dabei möglichst prosaisch getan wird, wieder ganz dieser vor sich selbst scheue Grillparzer, der in das geheime Fach, das seine boshaften Einfälle verwahrt hielt, am liebsten gleich auch noch sich selbst in Person eingesperrt hätte? „In seltsamerer Laune“, sagt Speidel, „mit dem Umweg über den Gatten, scheint nie eine Liebeserklärung gemacht worden zu sein.“ Und er fügt hinzu: „Wie vor einem Ideal wird er jedesmal, wenn er von Feuchtersleben spricht, so warm und beredsam. Von allen Menschen, die er gekannt, hat Grillparzer diesen Mann am höchsten geschätzt, und wenn das Gespräch auf ihn kam, wichen von seinen Lippen alle jene spöttischen Dämonen, die seine Rede oft so bitter machten.“

Genes Stammbuch enthält, wie Speidel berichtet, auch allerhand von Schwind, darunter, „reizend und anheimelnd in jedem Strich, eine blasse, wie hingetraumte Bleistiftskizze: ein Mann und eine Frau sitzen einander an einem Ramin gegenüber, auf dem eine Kaffeemaschine und eine Lampe stehen, der Mann im Schlafrock mit der türkischen Pfeife, im Lehnstuhl bequem in einem Buche lesend; die Frau in leichter Haltung an einem Rocken spinnend, mit dem Blicke den Mann suchend. Wir sehen in diesen beiden Figuren Feuchtersleben und seine Frau. So müssen sie gelebt haben, so müssen sie glücklich gewesen sein.“ Aber sad muß es gewesen sein, mag Jugend da sagen. Denn Jugend weiß noch nicht: Glück ist immer sad.

„Man wird zu allem geboren; warum nicht auch zum Reimenschlichen? Gewiß, es gibt geborene Menschen, wie es geborene Poeten gibt!“ Auf diesen Spruch Feuchterslebens sich berufend hat Hebbel ihn selber einen „geborenen Menschen“ genannt, und Grillparzer wird ihm beige stimmt haben, ohne sich aber deshalb gleich auch mit der Erklärung einzuwerfen, die Hebbel nun von solchen „geborenen Menschen“ gibt: „In dem reinen Menschen wiederholt die Natur gewissermaßen sich selbst, sie läßt den allgemeinen Grund über die Besonderheiten, die auf ihm erwachsen, hervortreten und enthält sich des Individualisierens, so weit sie kann. In der Regel verfährt sie umgekehrt und muß es auch tun, um die Welt nach allen Richtungen zu erschöpfen; der Künstler ist nur Künstler, der Held nur Held, weil der Eine ganz im Bilden und Darstellen, der andere im energischen Handeln aufgeht. . . . Aber sie bedarf auch wieder der stillen Sammlung im Knotenpunkt, und einen solchen gewinnt sie nur im reinen Menschen, der den Ring abschließt. Daß dieser sich in keinem einzigen Gebiet schöpferisch erweisen wird, versteht sich wohl von selbst; er muß notwendig aus Empfangen und Widerspiegeln beschränkt sein und jener Kristallkugel gleichen, die man zuweilen in einem norddeutschen Park angebracht sieht. Sie nimmt das Bild der Landschaft in sich auf und gibt es treu zurück, fügt ihr aber nichts hinzu als die Verklärung.“ Dieses „nichts als die Verklärung“ sieht Hebbel ähnlich, unferneinam wäre die Verklärung alles. Und die in den Paralipomenen zum Faust so geheimnisverheißungsvoll auftauchende Frage nach dem „schaffendem Spiegel“, von dem Leibniz, ja der Cusaner schon wußte, war ihm offenbar unbekannt und, selber durchaus ein Spezifikum, kann er sich sogar einen „geborenen Menschen“ also nicht vorstellen, ohne gleich auch aus ihm wieder einen Spezialisten zu machen. Es ist der Witwe Feuchterslebens im Grunde nicht zu verdenken, daß sie mit Hebbels Charakteristik unzufrieden war, nicht bloß, wie Emil Ruland meint, „weil keine Fanfaren darin hörbar wurden“, sondern weil die „unbedeutende Frau“;

zu der sie dafür sogleich von Ruh zur Strafe prompt ernannt wurde, mit den klaren Augen der Liebe sah, daß alles, was Hebbel da vorbrachte, noch so klug und an sich auch wahr, doch an Feuchtersleben und schließlich sogar an Hebbels eigener tiefsten Empfindung von ihm vorbeigeredet war, ganz dicht vorbei. Grillparzer hinwieder, der ihn wirklich „in seiner Brust erkannte“, doch überhaupt eher ein Traumfänger, bedachte sich, alles über Feuchtersleben frei herauszusagen, weil es für sein Gefühl vielleicht doch gar zu sehr nach Eigenlob geklungen hätte. So wirkten die wohlabgewogenen, in der Tat nicht im mindesten fanfaronnierenden Fürsprachen Hebbels und Grillparzers wenig, die Gesamtausgabe ward nicht gelesen, Gott beschütze jeden toten Dichter vor seinen Freunden! (außer den falschen, die sich selber an ihm hinaufzurühmen hoffen), Feuchtersleben blieb der Diätetiker der Seele, seinen Namen kennt heute kaum einer von allen, die noch gern von Zeit zu Zeit das liebe Lied anstimmen: Es ist bestimmt in Gottes Rat!

Ich sagte, Grillparzer hätte, von Feuchtersleben sprechend, vielleicht den Ton herabgestimmt aus Angst, es möchte nach Eigenlob klingen. Und wirklich: mit einem leisen Druck an Feuchtersleben, der die Grundelemente nur ganz wenig schüttelt, so daß sie sich ein kleines bißchen anders mischen, hat man Grillparzer. Man kann Grillparzer einen menschlich mißlungenen Feuchtersleben nennen oder Feuchtersleben einen an Begabung zu kurz geratenen Grillparzer. Daher sah jeder von ihnen zum anderen wie zum eigenen Ideal empor, und jeder mag den anderen zuweilen als einen stillen Vorwurf für sich empfunden haben. Grillparzer hatte das Glück, daß ihm, wie stark er rang, nie ganz gelang, mit sich fertig zu werden, er ward den Dämon nicht los; Feuchtersleben, dem es gelang, wird ihn oft genug im Stillen beneidet haben. Die letzte Höhe noch über ihnen beiden, auf der das Gute vom Schönen unzertrennlich ist, auf der der Dämon, nicht erstickt, nicht einmal eingeschlafert, frei dem Gewissen gehorcht, auf der der Löwe mit den Lämmern weidet, die Paradieseshöhe vollendet in sich ruhender Kunst, auf der Phidias, Dante, Shakespeare, Grünewald, der alte Rembrandt und Johann Sebastian sich selig ergehen, zu der Goethe schon immer so sehnlichsvoll emporschaut, bis er sie mit Pandora, den Wahlverwandtschaften und dem zweiten Faust betreten darf, der Hölderlins ungestillt immer gieriger aufklackerndes Verlangen erst im erlösenden Wahnsinn naht, sie wußten die beiden sich versagt, und Grillparzer scheint auch gewußt zu haben, warum. Grillparzer hat den Dämon in sich nicht bändigen können, nicht bändigen wollen, als Künstler gar nicht bändigen dürfen, weil ihm bewußt war, daß er ihn brauchte, denn auch er wäre sonst erloschen, auch er wäre, wenn er sich nicht immer wieder in ein Dumpfes, Unreines,

fast Grauenhaftes, ihm selbst Unheimliches, ja widerwärtig Verhasstes, doch innerlich Unentbehrliches, das seiner Natur, die lieber gut und heiter und still gewesen wäre, beigemischt blieb, gerettet hätte, erdrückt worden durch die Wucht einer niedermachenden Last; den irdischen Atem nahm sie ihm ja. Von ihr ist Feuchterleben erdrückt worden, sie hat den Dichter zerrieben. Nur einer in Oesterreich hat sich von ihr, und ohne Flucht zu Dämonen, frei gerungen, Stifter, auch der erst ganz zuletzt, im „Witiko“; er hat das furchtbare Ringen bezahlen müssen mit dem Leben selbst: noch im „Nachsommer“ spürt man immer wieder, wie's ihm zuweilen den Hals einschnürt, erst im „Witiko“ hat er die furchtbare Last abgeworfen: die Last einer übermächtigen Tradition, die Last eines zu schweren Erbes, die Last einer erstickenden Bildung.

„Amerika, du hast es besser!“ In einem Brief Goethes an Zelter steht dieses Gedicht zuerst, und mit Recht: denn lag es auch seit Jahren schon keimend in Goethe, Zelter hat es erst geweckt: durch zwei Bemerkungen. Eine davon galt Bach, dessen „Originalität“, so bewundernswert, dennoch auch „dem Einflusse der Franzosen nicht entgehen können“; freilich sei's nicht schwer, ihm diese Spuren des Fremden abzunehmen „wie einen dünnen Schaum, und der lichte Gehalt liegt unmittelbar drunter!“ Das fand Goethe ein „gewichtig Wort“ und er drängt nun den Freund, sorgsam in Bach „den französischen Schaum“ von dem deutschen Grundelement abzusondern“. Die zweite Bemerkung aber, nämlich, daß der Leser von Gedichten Goethes sich vor allem an die „Diktion“ halte, verdroß den Alten sehr: er empfand es arg, daß auch seine „Diktion“ nur ebenso wieder zu „Schaum“ auf Gedichten anderer würde, da doch ihm, je mehr er alternd zu ganz reinen Einsichten in Natur und Kunst reifte, nur noch „die Einfalt, das Einfache, das urständig Produktive“ galt. Diesen echten Gehalt aller Kunst nun immer gleich wieder von dreisten Nachahmern aufgegriffen und auch wieder in Schaum zerrinnen, in Diktion überwuchern zu sehen, ließ einen Grimm in ihm erwachsen, der sich in jener Verwünschung „unseres Kontinents, des alten“ entlud. „Unnütze's Gernern und vergeblicher Streit“ scheint dem Achtundsiebzigjährigen da jede Tradition und die Kinder Amerikas preist er, wenn sie dichten: bewahrt vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten! Wie gewaltig muß also doch auch er, selbst er, unter dem Joche der Tradition aufgestöhnt haben, an deren unerträglicher Last auch ihm oft genug seine beste Schaffenskraft zusammenbrach! Denn wie viele Gedichte Goethes, selbst Goethes, sind es denn, die nichts enthalten als das urständig Produktive von ihm, und gar kein „Erinnern“, auch keins an den Nachhall seiner eigenen Produktion? Selbst er hat den Fluch erleben, erleiden müssen, zu dem der bildenden Kraft der Segen einer alten Tradition, einer überwachsenen „Bildung“

wird. Und zwischen diesem Segen der „Bildung“ und ihrem Fluch ein wunderliches Kompromiß zu schließen, dies ist es im Grunde, was sein Klassizismus versucht.

Drei Funktionen soll in sich der Dichter heute vereinen: von ihm wird gefordert, Einfall, Auffang und Deutung zugleich zu besorgen, Orakel, Seher und Verkünder in einer Person zu sein! In Urzeiten Griechenlands sehen wir aller Kunst Elemente noch alle drei rein von einander geschieden. Herodot erzählt vom Orakel, das die Satrer hatten, auf hohen Bergen in verschneiten Wäldern wohnend. Sie hatten es, wie man Quellen oder Rohlen oder Silber hat, als Geschenk der Natur. *προμαντις δὲ ἡ χρέωσα*: eine Seherin muß bestellt werden, die nun, in Krämpfen horchend, den Schrei, der von unten her aus Göttermund graufigen Schlünden entdampft, mit schäumenden Lippen auffängt. Die Besser aber, ein besonderer Stamm der Satrer, *εἰσι οἱ προφητεύοντες τοῦ ἰσοῦ*, sie haben das Vorrecht, die Verkünder zu stellen, die, rings um die wilde Seherin geschart, das Stammeln und Stöhnen der Zukenden belauschen, das Geschwirr von irr flatternden Lauten erhörchen und daraus weisfagen. Und so wie bei Herodot tritt auch im Ion des Euripides der König, als er *λαβεῖν μαντεύματα* will, in den Tempel mit der Frage: *τίς προφητεύει θεοῦ*, wer übt hier das Amt des Propheten Apolls, das Amt des Ausdeutenden? Der Diener antwortet: Die um den Dreifuß stehen, Edelste Delphis, durchs Los bestimmt. Und der König ist es zufrieden: *καλῶς ἔγω δὲ πάντ' ὅσων ἔχησόμεν*; gut, da hab ich also alles was wir brauchen. Denn damit sind der Weisfagung Elemente gesellt. Der Prophet, der Dichter, muß in jener Zeit also durchaus nicht selber orakeln, es ist nicht seine Sache, daß ihm was einfällt, den Einfall empfängt die Seherin aus den Schlünden, ihr wird er eingesagt und am Dichter ist's dann nur ihn auszusagen. Ganz so ruft noch Pindar in einem Fragment: *μαντεύσο Μοῖσα, προφασέσσω δ' ἐγώ*, sag mir ein, Muse, aussagen werd' ich's! So rief schon Homer: *Μῆνιν λείδε, θεά* und *Ἄνδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα*. So heißen im Timaeus Platos die Propheten, die Dichter *τῆς δὲ ἀντιφών φήρης καὶ φαντάσεως ὀπορηταί*: die Deuter, Ordner, Richter, die kritischen Interpreten sind die Dichter, der Einfall ist nicht ihre Sache, sondern den Einfall, der ihnen vorgelegt wird, auszulegen; Kritik ist zunächst in den Anfängen der Dichtung ihr Amt, sie sondert die zuströmenden Fluten der Eingebung, sie staut sie, wählt und hebt aus dem Dampf ein sichtbares Bild heraus. Denn dies gilt dem Griechen am höchsten: nicht daß er die Fieberchauer der Eingebung empfangen, sondern daß er sie deuten, klären, bilden und dadurch erst lebendig gebrauchen können lerne; das ist es, was er *προφητεύειν* nennt, weisfagen. Und noch ganz griechisch, urgriechisch spricht auch der heilige Paulus zu den Korinthern, in jenem vierzehnten Kapitel des

ersten Briefes, das den jungen Goethe so mächtig erregt hat. Weissagen stellt auch er voran: „Strebt nach dem Geiste, mehr aber noch weiszusagen!“ Die Macht der Eingebung unterschätzt er nicht, doch wer in Zungen redet, erbaut sich nur selbst, aber wer weissagt, erbaut die Kirche. Lebloses kann auch tönen, so die Flöte, so die Zither, wenn aber die Deutung des Tones fehlt, wer kann erkennen, was eigentlich geflötet und aufgespielt wird? Wenn die Trompete nicht deutlich klingt, wer hört, daß sie zum Krieg bläst? Und so εὐάν μὴ εὐσημον λόγον δῶτε, wenn ihr nicht in wohlgestalteten Worten spricht, redet ihr in den Wind! Und wieder höchst griechisch scheidet er nun sehr scharf πνεῦμα, den Einhauch von oben, das was den Alten aus dem μαντήριον dampfend über die Mantis kam, vom νοῦς, der von jenem Einhauch nun erst Gebrauch macht, der aus ihm weissagt. Beide will Paulus, beide zusammen: προσεῶξομαι τῷ πνεύματι, προσεῶξομαι δὲ καὶ τῷ νοῖ. φάλω τῷ πνεύματι, φάλω καὶ τῷ νοῖ. Wenn einer aber aus der pneumatischen Eingebung spricht, dann muß er einen haben, der es auslegt; εὐάν δὲ μὴ ἢ ἐρμηνευτής, σφάτῳ ἐν ἐκκλησίᾳ, fehlt der Eingebung der Dolmetsch, so schweige sie! Ein kräftiges Amen hätte Plato dazu gesagt, während der junge Goethe, nur um Eingebung bang, um die Kraft zur Deutung unbeforgt, dagegen aufschreit: „Pneuma, Pneuma, was wäre Nus ohne Dich!“ (in einem Jugendaufsatz über „Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen“, 1773).

Auf den εὐσημον λόγον dringt Paulus: daß der Inspiration, dem Andrang von Ahnungen, der reißenden Flut schöpferischen Aufwallens zuletzt ein sichtbares, deutliches, festes Zeichen entquillt, Bild, Gestalt, Form. Es ist eben das, was Pindar ἐπικρατεῖν δόνασθαι nennt, bewältigen, bannen, beherrschen können. Denn schöpferischen Zeiten junger Völker bangt nur, wie sie dem Ueberdrang von zustürzenden Eingebungen genug stauende Kraft, um nicht selber davon fortgeschwemmt zu werden, aufbringen sollen. Davor bangt dem jungen Goethe nicht mehr; er fühlte sich selbst im Sturm genialischer Fülle ganz sicher, niemals überrannt zu werden. Bang war ihm aber schon damals, ob es an Einfällen immer reichen, ob die Kraft des urständig Produktiven in ihm dem Druck des Erbes standhalten, ob das Bild nicht von der Bildung erdrückt würde. „Pneuma, Pneuma, was wäre Nus ohne Dich?“ Die beste Antwort darauf ist Feuchtersleben.

Hebbel, wenn er ihn den geborenen Menschen nennt, unterschätzt den Dichter in ihm, und wenn er ihn dann aber im selben Atem mit jener Kristallkugel vergleicht, die das Bild der Landschaft in sich aufnimmt, um es treu zurückzugeben, aber ihm nichts hinzufügt als die Verklärung, überschätzt er ihn zugleich wieder. Wem immerhin ein gutes Duzend ganz rein ein-

gegebener, rein aufgefangener, rein durchgehaltener, rein ausgewogener, rein in sich abgeschlossener, in ihrer Art also vollkommener Gedichte gelungen ist, der steht aufrecht; man zähle doch einmal nach, von wie vielen deutschen Dichtern nach Goethe dies gesagt werden kann. Sein Einfall hat niemals den hohen Schwung Pindars, Shakespearescher Sonette, von „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!“, vom Schwager Kronos oder der Marienbader Elegie, er hat nicht die gewaltige Wölbung von Oden Klopstocks oder Hölderlins, er hat nicht den magischen Sternenglanz von Poes „Song to Helen“ noch das geheimnisvolle Licht der Hymnen von Novalis noch die Trunkenheit von Rimbauds „Bateau ivre“, doch fast immer ist jedenfalls ein Einfall da, der Einfall wird nicht, wie das gemeinhin neuere Dichter gewohnt sind, erst herbeigeholt, er kommt über den Dichter, wir hören dem Dichter an, daß er in Zungen zu reden beginnt. Freilich fällt ihnen dann bald der Dichter selber ins Wort, mit seinem Kunstverstand, mit Kunstabsichten. Und da spricht denn der Einfall nicht mehr, bald spricht aber auch der Dichter nicht mehr, kaum ist Pneuma verstummt, so verstummt auch Nus und nur noch die „Diktion“ spricht, die „Diktion“ einer überlauten Bildung. Hätte Feuchtersleben wirklich die Kraft gehabt, seinem Einfall, wie Hebbel ihn beschuldigt, nichts hinzuzufügen als die Verklärung, er wäre der größte Dichter jener Zeit, er wäre weit größer als Hebbel. Aber sein Einfall hat selten den Atem, den plötzlich dreinfahrenden Zwischenrufen der „Diktion“ standzuhalten, und so verschwindet oft genug der Gehalt der Eingebung im Schaum, den die Bildung schlägt.

Aber gerade darin ist Feuchtersleben wie kaum ein anderer typisch für das Schicksal der österreichischen Dichtung, einer alten Dichtung, die wieder jung werden, aber dabei nichts verlieren, nichts vom großen Erbe preisgeben will (oder wollte, wird man jetzt vielleicht bald sagen müssen).

Mit ausgeruhter Kraft hatte sich der augenfrohe Gestalten-drang des fränkischen Stammes, dieser geborenen Bildner, in Goethe, hatte sich der Alemannen sinnender Ernst in Schiller vollendet. Nun nahm ein neues Volk, von Erinnerungen unbeschwert, mit Leidenschaft nachholend, das Wort: durch Josef Nadlers zurechtweisendes Buch über die „Berliner Romantik“ haben wir erkennen gelernt, daß die Berliner Romantik eine Heimkehr von Auswanderern, der Einzug von Kolonisten ins alte Vaterland ist. Bayern und Oesterreicher haben es schwerer. Auf ihnen liegt zu viel. Es ist an anderthalb Jahrtausend her, daß der heilige Rupert in unseren Wäldern und unseren Herzen zu roden begann. Wir lernten arbeiten, wir lernten beten, wir lernten singen und sagen, wir lernten Latein, wir lernten Tag um Tag, Geschlecht um Geschlecht, Jahrhundert um Jahrhundert immer wieder von Neuem was lernen. Und dann hatte diese

stille große Benediktiner-Kultur auch noch Raum und Macht genug, den Humanismus aufzunehmen, einzunehmen und mit sich verwachsen zu lassen. Und ihre gewaltigste Zeit kam, als sie sich unter dem glühenden Anhauch spanischer Frömmigkeit, von eifernden Dominikanern und gelenkten Jesuiten erregt, beschwingt in die Höhe, die Breite, die Weite des weltumfassend Himmel und Erde, Lust und Leid, Rosenblühen und Kreuzesbluten in ein einziges Spiel von Todeszornst verschlingenden Barock zu wagen die Kraft fand. Aunderthalb fast durchaus von Kriegsnöth und Kriegslärm dröhnende Jahrhunderte hindurch hat Benediktinerbarock und Jesuitenbarock gewährt, ein staunenswerthes Wunder an Kultur, aber fast bis zur Erschöpfung der bayrischen und österreichischen Kraft. Wie stark muß dieser bayrisch-österreichische Stamm doch sein, daß er auch in dieser Erschöpfung Atem genug behielt, ganz zuletzt noch geschwind den kleinen Wolfgang Amadeus aufzubringen!

Bayern und Oesterreicher haben unter allen deutschen Stämmen die schwersten Zungen. Barock hat auf 'Aug' und Ohr und das Tanzbein gewirkt, es war die Kunst beseelter Sinnlichkeit. Nun kommt mit dem Bürgertum ein neuer Menschenschlag empor, ein redender. Es sind sitzende, nachsichtige, sinnende Menschen. Das Leben der Nation geht nicht mehr in weiten Kirchen auf offenen Plätzen vor, sondern in engen Stuben. Das Wort kommt empor. Mit der französischen Revolution beginnt ein Zeitalter des Worts. Vom Bilde weg umzulernen zum Wort wurde den schweren Zungen der Bayern und Oesterreicher jetzt zugemutet. Sie denken langsam, meint von ihnen der redende Mensch. Er irrt. Sie waren nur über ein Jahrtausend gewohnt gewesen, in Geberde, Ton und Bild zu denken. Sie wußten noch gar nicht, daß man es auch in Worten kann. Sie mußten sich erst aus ihrem Wesen reißen, um es zu lernen. Die ersten Boten, die die neue bürgerliche, eine redende Kultur nach dem Süden brachten, sind fast durchaus Entwurzelte gewesen. Und daher auch die merkwürdige Haltung des Südens zu dieser neuen Botschaft: er fühlt sich ihr nicht gewachsen und eben um dieser seiner Unzulänglichkeit willen ihr im Grunde doch überlegen. So stand Grillparzer zum Norden: nicht ohne verärgerten Neid, aber tief bei sich unerschütterlich gewiß, daß wir dafür etwas Besseres haben. Und insgeheim stimmten alle den Worten Feuchterslebens zu: „Es ist kaum zu viel gehofft, wenn wir, insofern überhaupt eine Wiedergeburt der deutschen Dichtkunst bevorsteht, dies von Oesterreich aus verheißten. . . . Hier gilt der klare Menscheninn, hier ist Volksgesühl für lebendige Poesie“. Vielleicht hat er damit vor allem auch sich selber ermutigen wollen! Er hätte sich nur dieser unmittelbaren Empfindung anvertrauen und getrost der lebendig zufließenden Eingebung überlassen müssen! Er war ein geborener Dichter, aber mit einem zu großen Wissen um die Kunst. Aber eben darin,

wie seine Lebensfülle quellender Einfälle, so rein, so stark, unter der lastenden Wucht einer übermächtigen Tradition schwand, ist er eine symbolische Gestalt Oesterreichs, dem eine zu große Vergangenheit Aufgaben von einer Höhe zuwies, daß ihm keine Kraft zur Gegenwart mehr übrig blieb. Hier war „Erinnern“ nicht bloß „unnützig“, es war lähmend.

Goethe klagt: „Wir werden in einem künstlichen Zustand geboren“, und schildert nun, wie wir alles tun, diesen künstlichen Zustand dann selber nur immer noch mehr zu „bekünsteln“. Oesterreichs Geschichte ist das merkwürdigste Beispiel einer solchen alles überwachsenden „Bekünstelung“, die zuletzt von lebendigsten Völkern nichts übrig ließ als die Todesstarre seiner Bureaucratie. Daher seit hundert Jahren die namenlose Sehnsucht des Oesterreichers nach Natur, seinem verlorenen Paradiese. Wir wundern uns, wenn Grillparzer jenen Versuch, uns ein Bild Feuchterslebens zu geben, zunächst damit beginnt, daß er von der Ehe des Freundes spricht, und jenes Gedicht ins Stammbuch der Baronin Helene macht uns noch neugieriger auf sie. Feuchtersleben hatte sich diesen guten Genius vom Lande geholt, instinktiv war seine Heirat schon eine Flucht aus dem künstlichen Zustande des Barons, er öffnete sein Fenster und ließ Luft herein. In der Schilderung einer Freundin des Hauses, deren Brief Feuchtersleben in einen den Unterhaltungen deutscher Ausgewandeter nachgeflochtenen Kranz von Aufsätzen aufgenommen hat, steht sie lebhaft und seelenhaft vor uns: „Von Adam stellen wir uns vor, daß er gleich als erwachsener Mann zur Welt gekommen sei, mit Kinderinn, ohne Kultur, doch als Mensch fertig, ja vollkommener als ein anderer. Wenn Du Dir die Eva ebenso dächtest, so hättest Du so ziemlich — Helenen. Harmonisch und reich von der Natur begabt, ohne durch schlechte oder gute Erziehung gelitten zu haben, ungeübt, aber auch ungetrübt durch die Chancen des Weltlebens, ist sie in häuslicher Stille zu einer inneren Kultur gediehen, die in ihrer Art vielleicht einzig ist. Ein bis zur Höhe des Kunstsinnes herangebildetes enfant gâté de la nature — wie ich mir eine Tochter des antiken Griechenlands dachte, die man plötzlich in unsere Sozietät verpflanzte. Für alle die Rücksichten, Selbstverleugnungen, Zartheiten und Malicen, welche aus unseren künstlichen Zuständen entspringen, hat sie keinen Sinn; man muß durchaus wahr sein, um ihr klar zu werden. . . . Dazu ihre gesunde Lebhaftigkeit, die ihr das Empfinden als letzte Instanz und das Betrachten als krank erscheinen läßt! Ihr wird daher auch die Selbstbeherrschung schwer, weil sie im Innersten empfindet, daß ihr Selbst gut ist und gesund, daß sie es eher walten lassen sollte als zu beherrschen braucht. . . . Behandle sie nach diesem Maßstabe und erfreue Dich der schönsten Perle menschlichen weiblichen Wertes!“ Hier erblicken wir diese Frau ganz und erblicken

zugleich, was dem Manne fehlte. Richtige Männer heiraten immer das, was ihnen selber fehlt. Und auch als Ehemann wieder ist Feuchtersleben eine symbolische Gestalt Oesterreichs: denn begegnen wir einem wohlgeratenen Mann in diesem Lande, so mögen wir nur gleich nach der Frau fragen, der er's verdankt, und bleibt einer auf halbem Wege liegen und erreicht sich nicht, so hat ihm die Kraft gefehlt, seine Frau zu finden. Denn Natur, in den Männern verkümmert, weil auf ihnen eines zu gewaltigen Erbes niederdrückende Bürde liegt, ist in unseren Frauen noch ganz rein und frisch geblieben.

Die Rheinlande als Grenzgebiet und als europäische Verkehrslinie*)

von Dr. Paul Wenckke

Zwei große, gewaltige Bruchgräben scheiden Geschichte und Leben Deutschlands aus dem europäischen Kontinent aus und verbinden es doch zugleich in Vergangenheit und Gegenwart immer aufs neue mit den Nachbarländern, die wir im engeren und weiteren Sinne Mitteleuropa zuzurechnen pflegen: Das weit nach Osten ausladende Gebiet der Oder zur einen, das schmale, gedrungene Flußsystem des Rheins zur anderen Seite, beide mit bequemen Zugängen zur oberen und mittleren Donau. In diesem gewaltigen Viereck, das auf der offenen Front vom Meere begrenzt wird, pulsiert seit fast zwei Jahrtausenden das deutsche Leben. In weltgeschichtlicher Wandlung geht ruhelos die Bewegung in ungleichmäßigen Wellen von Ost nach West und wieder zurück vom Rhein zur Oder und zur Donau, um allenthalben in weitem Umkreis Kultur und Wirtschaft, Staat und Politik ganz Europas zu befruchten. Ein solcher Rückblick erst, so kurz er auch sein muß, lehrt Wesen und Bedeutung vor allem der Rheinlande kennen, deren Stellung im heutigen Haushalt Mitteleuropas nur in einer mächtigen, ereignisvollen Geschichte sich spiegelt.

Die Anfänge der großen Bewegung zwar, die rastlos Kelten, Germanen und Slaven über Europas Fluren von Osten nach Westen treibt, rückt nur den einen, wichtigen Gedanken in den Vordergrund, daß Flußgrenzen nie Völkerscheiden waren und werden können. Unaufhaltsam dringt der Strom der Zuwandernden über den Rhein und wird erst durch das Eingreifen der römischen Heere gehemmt. Die Hand der Cäsaren streut auf dem fruchtbaren Boden der Rheinlande den ersten Samen abendländisch-klassischer Kultur aus, ohne doch ihrer Eigenart irgendwie gerecht zu werden. Nur zum Grenzgebiet, zur militärischen Sicherung Galliens und vor allem doch als Basis zum Vormarsch gegen das übrige Germanien sind die neuen Verwaltungsbezirke auf beiden Ufern des breit dahinströmenden,

*) Vortrag aus den Auslandsstudien der Universität Berlin, die im November/Dezember 1921 „Mitteleuropäische Staats- und Wirtschaftsfragen“ behandelten. Unter dem Druck der politischen Lage und im engen Rahmen einer Vortragsstunde konnte manches nur leicht angedeutet werden, was wohl weitere Ausführung verdiente. Ich darf daher u. a. auf die verwandten Aufsätze „Die geschichtliche Einheit des Rheintals“ (Die Westmark, 1. Jahrg. Köln (Januar 1921) und „Rheinische Lebensfragen“ (Deutsche Rundschau Oktober 1920) sowie auf mein jüngst erschienenes Buch „Der deutschen Einheit Schicksalsland“ (München 1921), verweisen, das im Spiegel des „Reichslandes“ den großen Kreis der rheinischen Frage behandeln will.